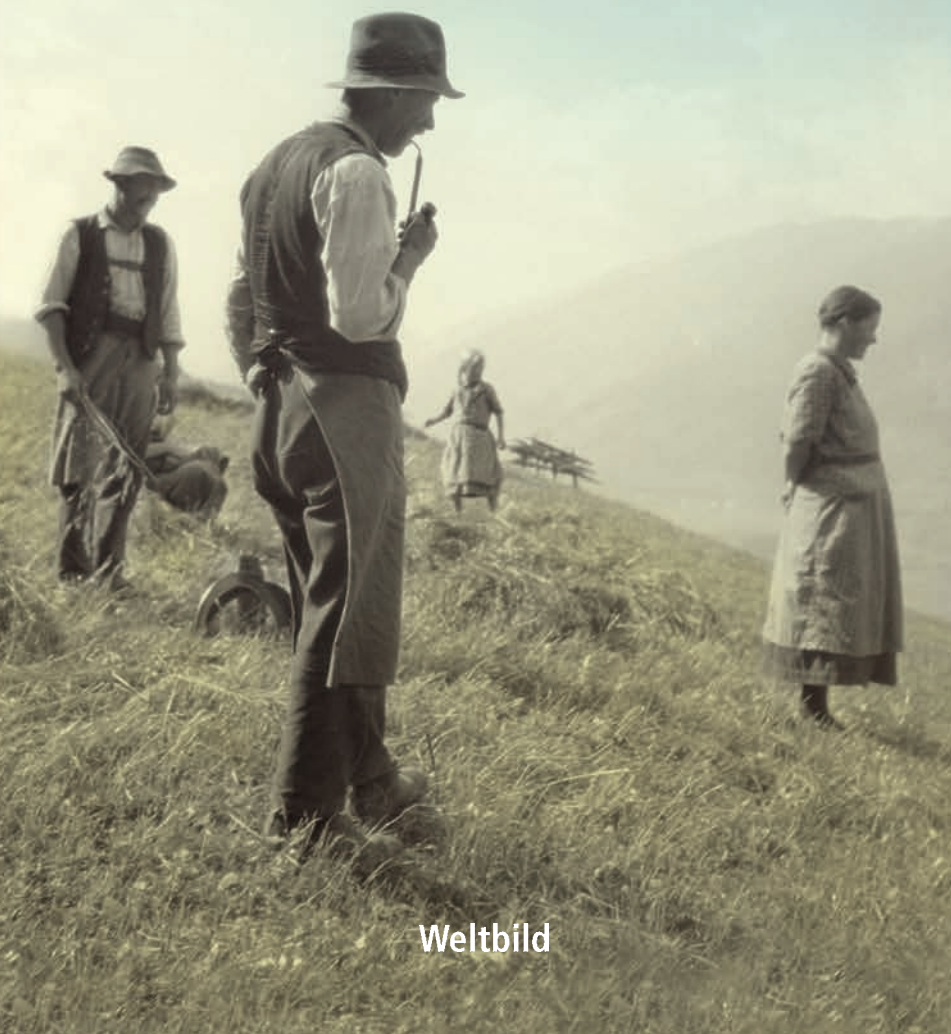


Franz Josef Kofler

# Rauhe Sonnseite

Erinnerungen an eine Kindheit  
am Bergbauernhof



Weltbild

# **Rauhe Sonnseite**

Franz Josef Kofler

# Rauhe Sonnseite

Erinnerungen an eine Kindheit  
am Bergbauernhof

**Weltbild**

Besuchen Sie uns im Internet:

*[www.weltbild.at](http://www.weltbild.at)*

Sonderausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Salzburg

Copyright © 1985 by Haymon Verlag, Innsbruck

Einbandgestaltung: Beatrice Schmucker, Augsburg

Titelbild: Bildarchiv und Grafiksammlung Österreichische Nationalbibliothek

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-903159-30-3

2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

# Inhalt

|                                   |     |
|-----------------------------------|-----|
| Vorwort von Johannes Trojer ..... | 7   |
| WIR KINDER .....                  | 15  |
| MUTTER & VATER .....              | 25  |
| DIE BAS NANNE .....               | 36  |
| DIENSTBOTEN .....                 | 43  |
| FREMDE LEUTE .....                | 49  |
| WELT IM KLEINEN .....             | 57  |
| BÄUME UM DAS HAUS .....           | 68  |
| NACHBARSCHAFT .....               | 80  |
| JAHRESZEIT DER BAUERN .....       | 88  |
| Anbauen .....                     | 88  |
| Heumachen .....                   | 92  |
| Kornschnneiden .....              | 95  |
| Dreschen .....                    | 98  |
| Erdeführen .....                  | 101 |
| Laubrechen .....                  | 104 |
| Krauthacken .....                 | 106 |
| Brecheln .....                    | 108 |
| Mahlen .....                      | 110 |
| Fuhreziehen .....                 | 113 |
| ARBEITEN FÜR KINDER .....         | 117 |
| SO WAR ES »BRAUCH« .....          | 128 |
| Neujahrgeld .....                 | 128 |
| Um Lichtmeß .....                 | 130 |
| Fastenzeit .....                  | 134 |
| Der Palmbesen .....               | 137 |
| Die Kartage .....                 | 139 |
| Ostereier .....                   | 142 |
| Engeleintanzen .....              | 145 |
| Die Pfingsttaube .....            | 148 |
| Prozession .....                  | 150 |

|                              |     |
|------------------------------|-----|
| Wetterrosenkränze .....      | 154 |
| Allerseelen .....            | 156 |
| Ins Rorate .....             | 159 |
| Die Nikolausbescherung ..... | 162 |
| Weihnachtsfeiertage .....    | 165 |
| Die Kleine Räucherung .....  | 170 |
| KIRCHTAGE .....              | 173 |
| WALLFAHRTEN .....            | 183 |
| SCHULE GEHEN .....           | 191 |
| SPIELZEUG UND SPIELE .....   | 206 |
| VOGELNARREN .....            | 220 |
| IM HÖHENLICHT .....          | 226 |
| <br>                         |     |
| Lebensabriß des Autors ..... | 231 |

## *Ein Vorwort*

Franz Josef Kofler ist 1961 siebenundsechzigjährig gestorben. Das Herz, auf dessen Schwäche er sich die längste Zeit viel zugute gehalten hat, hatte sich als das gesündeste erwiesen. Leidend, weit vor den tatsächlichen Todesschmerzen, hat er sich empfunden. Aus solchem Beweggrunde mag er sich gern aus seiner soliden Wohnung im Stöcklgebäude des »Turfer«-Hauses zu Schwaz zeit- und ortsversetzt haben nach seiner Kindheit in Heinfels. Mit der erinnerten Rückkehr zu seiner Herkunft konnte er sich als kerngesunden Knaben wiedersehen; es geschah, daß sie sich über die Jahrzehnte hinweg zuwinken konnten, die beiden Kofler.

Daß er sich aber wenig in wehmütigen Kinderseligkeiten erging, zeichnet die vorliegenden Erinnerungsstücke schon einmal aus. Er verfaßte sie auch nicht mit jener billigen Ironie, mit der sich das Alter der Jugend gegenüber, zumal der eigenen, gerne behilft. So vermißt man wohlthuend die übliche Sentimentalität. Er ist darin nicht einmal mit sich selbst sonderlich zimperlich umgegangen, wenngleich die ausgesprochene Ehrlichkeit durchaus eine besonders raffinierte Abart der Koketterie sein kann. Es ist aber wenig belangvoll, wieviel an Selbstportrait des Verfassers dem Verfasser gelungen ist, noch weniger belangvoll, wieviel eitle Bespiegelung hier vorliegt, sondern ob alles in allem eine Authentizität der damaligen Gegebenheiten und Verhältnisse ausmacht, die örtlich und zeitlich, wenn auch beschränkt, übertragbar ist und über die »Fallstudie« hinaus Geltung beanspruchen kann, weil sie auch von den (regionalen) Zeitgenossen und deren Nachfahren so und ähnlich erfahren wurde.

Kofler hat in der Zwischenkriegs- und Hitlerzeit mehrere volkstümliche Romane und Erzählungen geschrieben. Einige sind gedruckt worden, der größere Teil ist unveröffent-

licht geblieben. Sie liegen ganz auf der Welle heimatverklärender, bodenbetonter alpenländischer Unterhaltungsliteratur und müssen als fragwürdige Zeugnisse einer fragwürdigen Auffassung von Heimat, Lebensmuster und Vorbildern erachtet werden. Dies zu sagen ist legitim. Dagegen sind ihm dichterisches Darstellungsvermögen und schriftstellerische Gestaltungskraft keineswegs abzusprechen.

Nach 1945 wandte er sich deutlich den kleinen literarischen Formen zu, dem Gedicht, der Kurzgeschichte. Es wird nicht bloß am kürzeren Atem des Gealterten gelegen haben, wenn er sich nun nicht mehr in dreihundert Seiten langen Romanmanuskripten ausließ, sondern die kurze Form pflegte. Er muß erkannt, zumindest geahnt haben, daß er sich mit seinen bisherigen Arbeiten als Schriftsteller, vielleicht sogar etwas opportunistisch, in bedenklicher Nachbarschaft zu den »Blut-und-Boden«-Schreibern befunden hatte, da er gewissermaßen mit der politischen Naivität seines professoralen und geistlichen Berufsstandes einfach konform gegangen war. Angesichts der Folgen des Dritten Reiches dürfte er sich zurückgezogen haben auf sich selbst und in einer Art von Selbstreinigung sich selber nahe gekommen sein; nun war ihm »Ich, meiner, mir, mich« zu sagen nicht mehr zuwider. Äußerlich war er auf den Posten zurückgekehrt, von dem er 1938 vertrieben worden war. Innerlich suchte er die Vergangenheit als sicheren Ort der Zuflucht auf. Einerseits griff er jetzt nach Stoffen aus der klassischen Antike, wie sie ihm am humanistischen Gymnasium vermittelt worden waren, andererseits versuchte er die Stätten seiner bäuerlichen Kindheit zu orten.

Seine Kindheitserinnerungen hat Franz J. Kofler in den fünfziger Jahren geschrieben; er hat davon 126 Titel hinterlassen. Es handelt sich um erzählende Berichte und erzählte Episoden, eingebettet in das bäuerliche Kalendarium von Werktagen und Feiertagen, wesentlich bestimmt von der »Kirchen- und Sonnenuhr«. Die als unterhaltliche Schilderungen angelegten Feuilletons sind vereinzelt ab 1960 in der



nord-, süd- und osttirolischen Wochen- bzw. Tagespresse erschienen. Die meisten hat der Osttiroler Bote 1979/1980 in einem Jahreszyklus veröffentlicht.

Da Franz J. Kofler auf eine koordinierte Aufeinanderfolge nicht Bedacht genommen hat, eine Planmäßigkeit seinerseits überhaupt nicht ersichtlich ist, mußte für diese Buchausgabe das einschlägige Material erst einmal geordnet und strukturiert werden. Der Zusammenhang dabei lag im Stoff. Die zahlreichen Wiederholungen, oft ganze Absätze mußten gestrichen werden. Die Zahl der Titel wurde im Interesse einer Verdichtung der verzettelten Teile auf 42 vermindert, wobei ungefähr zur Hälfte die Originalüberschriften verwendet wurden. Durch Kontamination und Streichungen ist etwa ein Viertel des textlichen Quantum weggefallen. Gewisse Überschneidungen und Repetitionen wurden absichtlich belassen, um die grundsätzlichen Befindlichkeiten im Dargestellten fester zu machen und Leitmotivisches im vermuteten Sinne des Autors besser gegenwärtig zu halten.

Meine redaktionelle Sorgfalt war darauf bedacht, bei allen erforderlichen Eingriffen die vorhandenen Texteinheiten nicht zu zerreißen, die manifeste Atmosphäre nicht zu stören, Koflers Stilhaltung und Gefühlsgesten nicht zu fälschen: die expressive Ausdrucksweise, die gestuften Steigerungen, die (wenigen) Vergleiche und Metaphern usw. Lediglich sein durch die starken Zeitwortformen manchmal stark hackender Duktus wurde gelegentlich etwas gemildert. Was in der Diktion vielleicht ein wenig monumental aufgedonnert erscheint, wollte ich nicht beschönigen. Was vom ›Reden der Berge und vom Schweigen der Wälder‹ zu hören war, ist erträglich; mehr: Gerade in der gleichsam banalen Landschafts- und Naturschilderung erweist er sich als annehmbar, ja angenehm. Auch die Darstellung bäuerlichen Heroismus und kirchlicher Selbstgefälligkeit hält sich in Grenzen. Pathos wie Verniedlichung, was davon da ist, gespielte Einfachheit und ›echte‹ Einfachheit sind wiedergegeben. Widersprüche

wurden nicht aufgehoben, sondern stehen gelassen. Gerade die Ambivalenzen sind wichtig neben dem Eindeutigen. Die Sprache ist Ausdruck und Mitteilung zugleich.

Franz J. Koflers Schreibstil scheint der Kleinen Welt, die er beschreibt, sehr angemessen zu sein. Seine Sprache hat wie die Inhalte, denen sie gilt, ihre unsensationellen Schönheiten. Ihre Gegenständlichkeit vermittelt eine anschauliche Realistik des Dargestellten. Trotzdem ist das Ganze keine volkscundliche Dokumentation. Eine solche war vom Verfasser auch nie beabsichtigt. Selbst die mundartliche Sprechweise ist schriftsprachlich gefaßt. Teilweise hat er sogar mit akademischem Vokabular operiert und dadurch den stilistischen Ton reizvoll erhöht. Es wirkt fast befremdlich, daß er nicht einmal in der direkten Rede Dialekt verwendet hat (obwohl er seinerzeit über den Dialekt seiner Gegend dissertiert hatte). Man könnte beinahe ein gestörtes, zumindest distanzierendes Verhältnis zu den Mundarten vermuten.

Als humanistisch ausgebildeter Akademiker, Gymnasialprofessor und Geistlicher dazu, war er dem Milieu, dem er entstammte, den Interessen und Problemen, die dort aktuell waren, natürlich irgendwie entfremdet. Ländlicher Brauch und bäuerliches Volkstum waren für ihn schon zu einem Objekt des Interesses und der Beobachtung geworden, im weiteren zu einem handlichen Stoff, aus genauer persönlicher Kenntnis, für den Schriftsteller. Umso aner kennenswerter ist, daß er vom Schreibtisch des Oberstudienrates aus einen Standpunkt gefunden und gewählt hat, der es ihm ermöglichte, ohne die korrupte Erkenntnis der Defekte, aber mit nachsichtiger Noblesse, in einem untadeligen Einverständnis mit der Herkunft, nicht bloß reine Idyllen im Plusquamperfekt, in der Vorvergangenheit zu verfassen, sondern ein sehr authentisches, wenn auch nicht umfassendes Kultur- und Sittenbild einer ländlichen Daseinsweise, wie sie von beiden Weltkriegen unbeeinträchtigt (unbeschadet nicht) lebendig gewesen ist. Sie hat »vor Ort« erst mit dem Einbruch der konsumorientierten Produktionswirtschaft, dem Aufkommen neuer

Erwerbszweige, dem Abbau des Ackerbaues, mit der Motorisierung, der Mobilität, der Technisierung der Landarbeit und der Kommunikation, in einer Gegend wie Osttirol also erst nach 1945 angefangen unterzugehen.

Alltag auf dem Bauernhof in der »Ochswiese« am Heinfelder Berg, Panzendorf liegt auf der Ebene, Sillian ist nicht weit; um 1900: Es gibt von Haus aus die malerischen Ausblicke in die Landschaft des obersten Drautales. Die Menschen leben, arbeiten und rasten in und mit dem vegetativen Rhythmus der Natur. Die Köpfe sind mit dem Schwergewicht der Überlieferungen beladen. Es gibt viele ungedruckte Gesetze, die unangezweifelt eingehalten werden, eiserne Gepflogenheiten. Die Unterordnung der Jüngeren unter die Älteren, des Angenehmen unter das Notwendige versteht sich von selbst. Daß man prüde war, gehört soviel wie zur Zeit. Es kommt nicht alles vor und nicht alles, was vorkommt, wird zur Sprache gebracht. Es gibt viel Uneingestandenes im Denken und Sagen. Das Unglück hat keinen großen Namen. Die Gemütsruhe ist im verkündeten Glauben gebettet. Materielle Zwänge und religiöse Pflichten halten die Existenz ebenmäßig im Gleichgewicht. Die bäuerliche Sinnesfreude (wenn es eine solche gibt) ist gezähmt. Man läßt alles oder fast alles über sich ergehen. Das ganze Dasein ist eindeutig zentriert. Was in der Umwelt und in der Welt vorgeht, scheint überschaubar zu sein, als machte ihre Stabilität sie einsichtig fürs Verstehen.

Und wie geschieht dem Kinde? – Das Eine macht den überwältigenden Unterschied zur stadtbürgerlichen Umgebung: aus dem Hause hinaus und es ist in der »Weite«, im Freien, wie es sehr richtig auch heißt, es spürt die Beschaffenheit des Bodens mit seinen bloßen Füßen, Kälte und Spitze, Weiches und Wärme. Bewegung ist alles. Körperkraft und Lautstärke geben den Ton an. Wasser, Schnee und Eis sind da. Die Unmittelbarkeit von Tageslicht und Wetter trifft immer auf die Haut. Es ist ein altes, im Winter kaltes Haus, in dem die Familie wohnt. Kinder sind die Hauptsache, aber

die Hauptrolle spielen sie nicht. Mit den Tieren besteht eine selbstverständliche Lebensgemeinschaft. Alles ist altväterisch, der Speiseplan, die Kleidung, das Gerät, und unverrückbar. Wachstum wie Gewachsenes und dessen Absterben werden elementar erfahren, weil es ganz gewöhnlich ist. Die Kinder werden naturwüchsig erzogen, sozusagen. Die Gebote und Verbote erfolgen auf Befehl. Auf Gehorsam ohne lange Widerrede wird gepocht.

Nicht zufällig agiert der Verfasser häufig mit dem mehrheitlichen »Wir«. Für Kinder ist das Kollektiv sehr wichtig, um einige ihrer Bedürfnisse durchzusetzen. Im Rudel sind sie stärker gegenüber den Autoritäten. Kofler ergeht sich manchmal ziemlich genüßlich im rüden Ton kindlicher Ungezogenheiten. Es gibt Übertreibungen und Untertreibungen, wie Kinder unter- und übertreiben, unverhohlene Abschätzigkeit, ausgesprochene Maßlosigkeiten, die gewisse Aufsässigkeit durch Wiederholung in bezug auf die Streitlust und Prahlucht der Kinder, auf die Spargesinnung der Erwachsenen, auf die Gewandung und das Essen.

Der Vater war ein großer Mann mit rotem Gesicht, langem Schnauzer, breitem Hut und einer weißen Schürze. Er steht als die oberste Instanz des Hauswesens da und exekutiert die äußersten Erziehungsmaßnahmen. Aus der Schilderung geht er eher als ein bißchen Geldmensch, denn Geltungsmensch hervor. Die Mutter erscheint auffallend farblos gezeichnet, wortkarg, verharmt. Die »Bas Nanne« ist die emotionale Zuflucht der Kinder. Es gibt viel nebensächlich Angespieltes. Sicherlich hat Kofler dramaturgisch mit so etwas wie Versatzstücken gearbeitet und ganz offensichtlich stehende Szenen verwendet. Er hat fabuliert und stilisiert, hat beispielsweise den einsilbigen Erwachsenen die sprache-sprudelnden Kinder gegenübergestellt. In attraktiven Ausmalungen und lustigen Schnurren hielt er wohlthuendes Maß. In Rücksicht auf sein auf Harmonisierung gerichtetes Weltbild wird er auch Retuschen angebracht haben. Mit den Reflexionen vom schreibenden Standpunkt aus, mit zurückda-

tierten Erkenntnissen ist er sehr zurückhaltend umgegangen, allzu sehr, wie mir dünkt.

Was liegt schließlich vor in diesem Buch: Etwa harm- und arglose Erinnerungen an eine bergbäuerliche Kindheit in Lodenkleidung, in einer kinderreichen, geldarmen Familie, einer einklassigen Notschule, einem Dorfe an der k.u.k. pu-stertalischen Reichsstraße? Gibt es so etwas wie eine ›fröhli-



*Franz Josef Kofler im Alter von 54 Jahren*

che Armut« trotz einer objektiv herben Kinderzeit, wenn sie subjektiv als nicht hart empfunden wurde und vom Erinnerungsträger selbst nach Verlauf eines halben Jahrhunderts und mehr noch ebenso empfunden wird? Ist es eine Verklärung der eigenen Person und der Vergangenheit allgemein, mit Täuschung und Selbsttäuschung? War die ökologisch gesunde Welt der Jahrhundertwende auch eine psychologisch und sozial »heile« Einrichtung, waren Gerechtigkeit, Menschenwürde, Wert und Werte des Lebens damals höher im Kurs? Was ist die mentale Haltung des Autors?

Franz J. Kofler legt ziemlich authentische Sachverhalte vor. Das Kolorit hat er bestimmt richtig getroffen. Auf einige Fragen gibt er, direkt oder indirekt, Antwort, auch negative. Er macht dabei wenig belehrende Nutzenanwendung, vor allem bläst er nicht ins Folgetonhorn der Moral. Mit umsichtiger Genauigkeit stellt er uns die Außenwelt seiner Kindheit vor Augen, Kinderspiel und Bauernarbeiten, Kirchen- und Schulegehen, Haus und Hof, eine beseelte Natur; das ist nicht wenig.

Es liegt an uns, wie wir uns dieser erinnerten Vergangenheit aus zweiter Hand bedienen, ob wir auch sie wie oft die eigene als bequemen Ort unserer Fluchtversuche aus der Gegenwart benützen oder dazu, um der Ursachen unserer Ausflüchte besser inne zu werden. Unserer Gegenwart ist die eigene Vergangenheit nicht mehr hinreichend gegenwärtig. Geschichte ist Politik geworden, und die Politik spielt sich als Geschichte auf. Wir sind eine geschichtslose Generation von Söhnen und Enkeln, die mit den Leitbildern der Väter und Großväter nicht mehr viel anfangen kann, weil jene mit jenen in Katastrophen gelandet sind. Aber wir haben noch nicht die Kraft, neue Werthaltungen durchzusetzen gegen die Patriarchen. Wir sind Hinterbliebene, denen nach zwei großen Konkursen nichts geblieben ist als ein Erbe, das ihnen zur Last fällt.

*Außervillgraten, im April 1985*

*Johannes Trojer*

# Wir Kinder

Im ganzen waren wir unser sieben Brüder. Einer starb früh an einer Kinderkrankheit, in einem kleinen Sarg trug ihn ein Mann vom Hof nach Sillian, ein kurzer Leichenzug ging dahinter her. Also blieben noch sechs Stück Buben, die wild durch Haus und Feld rammelten. Oft schrien wir so durchdringend und laut, namentlich wenn wir stritten, daß man uns auf der anderen Talseite, in Rabland und Gschwend, hörte, und nicht nur hörte, auch verstand, obwohl das Pustertal bei Sillian nicht sehr schmal ist, eine weite, grüne Ebene, durch die Straße und Draußuß ziehen, die eine am Fuße der Sonnseite, der andere gegenüber nahe der Schattseite.

Wir waren alle rasch hintereinander gekommen, zuletzt noch ein süßes, sehr hübsches Schwesterchen, das gar nicht zu uns paßte und mit dem wir nichts Rechtes anzufangen wußten, und das wohl deshalb von den Engeln schon mit sieben Jahren wieder abgeholt wurde. Eine schwere Lungenentzündung hatte es weggerafft, sehr zu unserem Leidwesen und noch mehr zum Leidwesen der Mutter, die gerade eine Stütze an ihm gefunden hätte, denn mit uns war in der Küche nichts zu machen.

Unseren Hof hatte erst der Großvater gekauft, wir wußten nichts von den früheren Bauern. Auf »Egg«, wo die Kofler früher hausten, waren die Felder mager und sehr steil gewesen und das Haus war von oben bis unten aus Holz gezimmert, nicht einmal das Erdgeschoß hatte Mauern. Dies alles, so sagte man uns, hätte dem Großvater nicht gepaßt und darum sei er in die »Ochswiese« gezogen, unser Hof, der eben zum Verkauf gestanden wäre.

Der Hof war nicht groß. Vater und Mutter mußten zusammenhalten, damit am Schluß des Jahres noch etwas als Notpfennig übrig blieb. Freilich, der Staat hat sich nach dem

Ersten Weltkrieg nicht im mindesten um diese sauer gesparten Notpfennige gekümmert und sie mir nichts dir nichts kaputt sein lassen. Sie wurden samt und sonders im wahren Sinn des Wortes »Kriegsopfer«, bittere, schwere Kriegsopfer. Die Mutter starb, noch bevor der Krieg aus war, der Vater mußte erst wieder neu zu sparen anfangen. Als Kinder wußten wir nicht, daß es so enden würde, und auch die Eltern wußten es nicht, die fast noch weniger.

Das Geld, uns zu kleiden und zu nähren, brachten hauptsächlich die Ochsen herein, die der Vater im Herbst auf dem Markte in Sillian kaufte, über den Winter mästete und im Frühsommer, wenn der Fremdenverkehr begann, der im Hochpustertal schon damals beträchtlich war, dem Metzger Summerer in Innichen verkaufte. Sparen hieß es ja, aber geizig waren Vater und Mutter deswegen nicht, kein Bettler wurde abgewiesen, und wenn Tagelöhner beim Kornschnitt oder beim Mähen aushalfen, kam auf den Tisch, als sei es ein Festtag.

Es war nicht einfach, unsere Mägen zu füllen und unsere Blöße zu bedecken. Kam etwas Gutes auf den Tisch, was leider nur selten der Fall war, wurden wir überhaupt nie satt. Im Nu waren dann die Pfannen und Schüsseln leer, wir stemmten die Löffel auf die Tischplatte, als warteten wir auf eine weitere Pfanne. Jeder aß wie ein Drescher. Fünfmal in der Woche gab es Knödel, die mit viel Mehl, wenig Eiern und ganz wenig Speck zubereitet wurden. An ihnen hatten wir uns schon satt gegessen, wenn sie auf den Tisch gestellt wurden, noch übler war es am Freitag, wo Polenta hereingetragen wurde. Später hörte ich, daß Polenta nur die Italiener zu kochen verstehen, geahnt hatte ich es als Kind schon und meine Brüder auch.

Wenn die Mutter auf dem hölzernen Fleischbrett den Speck für die Knödel schnitt, fehlte ich ungern. Ich stand neben ihr und sah ihr zu, obgleich mein Kopf nur wenig über die Herdplatte aufragte. Großartig, wie flink sie die kleinen fetten Würfel vom großen Stück herabschnitt. Manchmal,



leider sehr selten, geriet einer größer, als die anderen waren. »Der paßt nicht in die Knödel«, sagte ich dann rasch. Bekam ich darauf nicht ein sehr deutliches und klares Nein, war der nach meiner Meinung zu große Würfel schon in meinem Mund verschwunden. Es geschah auch, daß einer der kleinen Würfel vom Haufen, der sich allmählich auf dem Brett angesammelt hatte, wegsprang, weil er keinen »Familiensinn« hatte. »Der will nicht in die Knödel«, sagte ich wieder und wartete diesmal gar nicht erst lange auf ihre Antwort, packte den »Verlorenen Sohn« mit zwei Fingern und schob ihn seiner Heimat zu. Noch weitere Möglichkeiten gab es, ein kleines Voessen zu halten. Ich sagte zur Mutter, daß ich das Brot holen wollte, wenn ich ein paar Speckwürfel bekäme. Nur an Tagen, wo ich mich nicht ordentlich aufgeführt hatte und unfolgsam gewesen war und eigensinnig und rechthaberisch und zornig, schwieg sie oder wies gar mit einer ganz leichten Bewegung der Hand zur Türe.

Daß es Herrlichkeiten der Knödelkunst gewesen waren, was auf unseren Tisch kam, kann ich nicht sagen, sie hatten alle möglichen Formen, nur rund waren sie nie und das hätten sie doch zuerst sein sollen. Darüber hätte ich noch am ehesten hinwegsehen können, wenn nur mehr Speck und Fleisch und Eier in den Klößen gewesen wären. Aber wie hätte das sein sollen, bei unserer großen Familie.

\*

Große kirchliche Festtage fielen auch daheim auf. Zwei Tage zuvor nämlich backte die Mutter kleine Germkrappen, die im Pustertal »Nigelen« heißen. Sie waren zu jener Zeit das große Zeichen des großen Festes. Wenn sie am Herd das Schmalz in der Pfanne heiß machte und die kleinen Teigklumpen hineinlegte, vorsichtig, daß ihr das heiße Schmalz nicht auf die Haut spritzte, versäumten wir Kinder nie, ihr Beistand zu leisten. Sie legte zwar kein großes Gewicht darauf, aber sie schaffte uns auch nicht geradezu aus der Küche.

Kamen die ersten Nigelen aus der Pfanne, ging das Betteln los, wenigstens ›kosten‹ wollten wir. »Sie sind zu heiß, ihr verderbt euch den Magen«, sagte die Mutter. Ein wenig warteten wir daraufhin. Wenn sie etwas abgekühlt waren, schob sie jedem eines zu und deutete mit dem Gesicht, daß dort drüben die Tür sei. Wir wären auch sonst gegangen, denn wir hielten es mit den Hennen, die auch abseits ziehen, wenn sie einen guten Brocken erwischt haben. Auf dem Vorsöller bisen wir fröhlich hinein, auf dem Anger ging der Rest zur Ruhe. Gern hätten wir gleich mehrere hintereinander gegessen, aber so viele hätte uns die Mutter nie gegeben. So blieben wir eine Zeitlang im Freien, dann gingen wir doch wieder in die Küche, wir wollten sehen, wie weit die Mutter mit dem Backen gekommen sei.

Sie war schon weit gekommen. Die eine Schüssel war ganz voll von den goldgelben Nigelen. Wir hofften, daß ihr eines auf den Boden fiel, das hätte sie uns gewiß überlassen, aber sie wechselte, bevor es geschah, einfach die Schüssel.

Am Festtag wurden die Nigelen mit Zucker- oder Honigwasser, wenn es Honig gab, und gestampftem Mohn angemacht auf den Tisch gestellt, aber sie schmeckten uns lange nicht mehr so gut wie am Tage, da die Mutter sie gebacken hatte. Den Rest hatte sie in eine »Reiter« (Getreidesieb) gelegt, die droben in der Ehekammer stand. Von dort ›tröpfelte‹ immer wieder ein Nigele in unsere Hände. Wenn uns die Mutter allein hinaufschickte, gaben wir wohl acht, daß es nicht die kleinsten Nigelen waren, die wir erwischten. Zwei oder drei hätten wir nie genommen, wenn uns die Mutter nur eins gestattet hatte.

Den Zucker gab es in Form von Zuckerhüten unterschiedlicher Größe in Panzendorf zu kaufen. Wenn die Mutter einen Zuckerhut mit dem Küchenbeil zu kleinen Brocken aufschlug, achteten wir sehr darauf, ob nicht ein Stück über den Rand der Schürze, die auf dem Fußboden untergebreitet worden war, hinwegspritzte, denn es gehörte uns. Leider gab die Mutter sehr acht und klopfte so vorsichtig mit dem schar-

tigen Beil, daß sich die Bröcklein wie Kücken in der Schürze sammelten.

Es gab damals nicht viele Feste im Jahr, wo Nigelen gebacken wurden, zu Weihnachten und zu Ostern, und vor allem an den Kirchtagen. Heute sind die Nigelen- und Krapfenfeste weit zahlreicher, aber sie haben damit auch das Große, Feierliche verloren.

Noch seltener war ein anderes Schmalzgebäck, die »Strauben«. Strauben wurden seinerzeit auf den Höfen nur gebacken, wenn ein Hochzeitslader angesagt war, der Vater oder Mutter, meistens beide, in einem alten Spruch, den er auswendig gelernt, oder mit einem neuen, den er selber angefertigt hatte, zur Hochzeit eines Nachbarn oder Verwandten einlud. Er sagte in der Stube den Spruch her, dafür mußte man ihm einen Stock Strauben vorsetzen, sie waren »hochfiziell«.

Ich weiß nur ein einziges Mal, daß ein solcher Hochzeitslader auf den Hof kam. Er war längst angesagt und hatte keine kleine Aufregung bei der Mutter und bei der Bas Nanne, unserer Tante, verursacht, beide hatten noch nie in ihrem Leben Strauben gebacken, wengleich sie wußten, wie es ungefähr zugehen mußte. Es fehlte schon die »Straubenleier« im Hause, das war eine Schöpfkelle, die vorne einen Trichter hatte, aus dem der Teig ins Schmalz der Pfanne rann. Die Kelle kaufte die Mutter in Sillian. Weil sie aber zu wenig Erfahrung hatte, erwischte sie eine, die ein zu großes Loch hatte und weil sie dazu den Teig zu flüssig anrührte, geschah es, daß lauter flacher Teig sich im Schmalz ausbreitete, was in alle Ewigkeit keine Strauben ergab.

Ihr Unglück wurde mein Glück. Aus den Besprechungen mit der Bas Nanne wußte ich, was für ein köstliches Gebäck Strauben waren, der Inbegriff aller Köstlichkeit. Jetzt bekam ich soviel von den mißglückten Strauben, als ich nur hinunterbrachte. Die Form war mißlungen, was lag mir daran. Es waren richtige Strauben, süß und mit vielen Eiern angemacht. Die Mutter kaufte eine Straubenkelle mit ei-

ner engeren Öffnung und machte das zweitemal den Teig dicker an. Diesmal gelang das Gebäck so, als hätte sie ihr Lebtag nur Strauben gebacken. Ich spürte es auch gleich, denn ich bekam von dieser zweiten Auflage kaum noch zu kosten.

Der Hochzeitslader lobte den »Straubenstock« über die Maßen, doch aß er nur ganz wenig, er hielt sich lieber an den Schnaps, den ihm der Vater kredenzt hatte. Es war übrigens ein ganz ungebildeter Mensch. Ich stand vor dem Tisch und starrte nach dem Straubenstock, aber nicht ein einzigesmal hätte der Hochzeitslader gesagt: »Komm, Bübl, und hilf mir essen, du siehst doch, daß ich es dem großen Stock nicht bin.« Das Gedicht vorhin mochte ganz gut gewesen sein, ich hatte nicht viel davon verstanden, aber Vater und Mutter lobten es sehr, es hatte die herrlichsten Reime, die wie Frösche durch die Stube hüpfen. Jedem sein Recht, aber daß er mich so schnöde behandelte, als wäre ich gar nicht in der Stube oder nicht einmal auf der Welt, war das schön? Er hielt sich nicht sehr lange auf. Vater und Mutter gingen mit ihm vor das Haus. Gleich hinter ihnen trug die Bas Nanne den Straubenstock fort, ich habe ihn bis heute nicht mehr gesehen.

\*

Man lebte zu jener Zeit sehr einfach auf den Höfen, auch die Gewandung war einfach, fast alles wurde selbst erzeugt und angefertigt.

Wir trugen rauhe »Rupfenhemden«, nur an den Sonntagen und größeren Festen durften wir die feineren Leinenhemden anziehen. Beide Stoffe waren von der Mutter und der Bas Nanne gesponnen, von Vaters Bruder, dem Pap, wie wir ihn hießen, gewebt und von der Mutter, manchmal auch von einer Näherin zurechtgeschneidert. Die feinen Hemden mußten wir am Nachmittag, wenn wir von der Andacht heimkamen, sogleich wieder ausziehen und in die grobrupfenen hineinschlüpfen. Alles Bitten half nichts und Tränen

erst recht nicht, die Mutter hatte, was Hemden anging, ein eisernes Herz. Die Rupfenhemden stachen und kratzten ärger als Schafwolle, wo sie nur die Haut berührten, und ein Hemd berührt die Haut an vielen Stellen.

Mit den Hosen war es nicht besser. Blechhosen gab es nicht, was der Vater immer wieder bedauerte, also kamen für uns Hosen in Frage, die nicht viel weniger steif und starr waren, nämlich Hosen aus Bauernloden, von eigenen Schafen geschoren, von den Frauen gesponnen und vom Pap »gewirkt«. Wenn es wenigstens schwarzer Loden gewesen wäre, der dem Tessenberger Schneider »auf der Stör« zur Verfügung gestellt wurde, der hätte immerhin einige Schönheit gehabt und etwas Ansehen gegeben, mochte es auch wirklich der gleiche einheimische Schafwolloden gewesen sein, nein, der furchtbare graue Loden mußte es sein, immer nur der graue, der dick war wie ein Brett und steif wie Pappendeckel. In solchen grauen Lodenhosen marschierten wir zur Schule, zum Krämer, aufs Feld, in grauen Lodenhosen pflückten wir sommers im Walde Schwarzbeeren, kletterten im Kälbergarten auf die Fichten hinauf, Rabeneier zu suchen, klaubten die kleinen Vogelkirschen am Waldrand in den Mund und schluckten sie gleich mit Fleisch und Kern, weil sie sonst nichts ausgaben, in solchen grauen Hosen ministrierten wir, werktags ohne Ministrantenkittel, rauften auf den Heimwegen, liefen einander mit Brennesseln nach, die wir auf Haselruten gebunden hatten, damit unsere Arme weiter reichten, prügelten uns nach allen Regeln griechischer und germanischer Kunst, von denen wir damals und noch lange nachher nichts wußten, die wir aber instinktiv trafen, sprangen über Zäune und Stauden und freuten uns, wenn der Loden endlich klüger war als wir und nachgegeben hatte, was er durch ein Loch bewies, das sich irgendwo, meistens hinten auf der »Schattseite« zeigte.

So gab es abends manchmal kaum eine Hose, die kein Loch hatte. Wir warfen sie bei der Kammertür heraus, wenn wir schlafengingen, am Morgen war sie geflickt, nicht schön,

aber das Loch war zu, ein aufgenähter Fleck, der selten in der Farbe paßte, verdeckte es. Wie lang die Mutter oder die Bas Nanne bei dieser Arbeit saßen, erfuhren wir nie, wir fragten auch gar nicht, es dünkte uns alles so selbstverständlich, daß die Hosen am Abend Löcher hatten und am Morgen nicht mehr.

Im Winter waren die grauen Hosen ja warm, Unterhosen gab es damals für Bauernkinder nicht und Mäntel in irgend welcher Form noch viel weniger. Wir entbehrten sie auch nicht, am ehesten froren wir noch in der Kirche, wenn der Lehrer zu lang auf der Orgel spielte und den Kaplan damit vorn am Altare aufhielt, im Freien machten uns einige zwanzig Grad unter Null nicht viel aus.

Die Kleider, Hose und Rock, auch die Schuhe wurden fast immer im Herbst von Handwerkern auf der Stör gearbeitet. Der Schneider, seines verkrüppelten Fußes wegen der Tesseberger-»Krumpe« genannt, kam meistens mit seinem Bruder Lippl, der die Nähmaschine brachte, denn wir hatten in der ersten Zeit noch keine eigene auf dem Hof. Es gab dann lustige Tage, der Lippl sagte nicht viel, aber der Meister wußte so viele Geschichten, daß sie den ganzen Tag über nicht abbrachen und am Abend, wenn Feierabend gemacht wurde, erst recht angingen, falls nicht ein Kartenspiel getrieben wurde. Wir mußten dann freilich ins Bett, alles Sträuben half nichts. Der Schuster, der vom Dorf heraufkam, war ein weit stillerer Mann, sodaß wir uns nicht länger in der Stube aufhielten, wenn er auf der Stör war. Grob und zornig war er nie, er wußte nur nichts zu erzählen, was uns fesselte, während es dem Schneider nie abriß.

Nach der Meinung der Eltern verbrauchten wir sehr viel Schuhe, nach unserer Meinung sehr wenige, im Sommer gingen wir ja immer barfuß. Die Eltern hätten es nicht verlangt, aber es war ihnen recht. Die erste Zeit tappten wir behutsam und vorsichtig dahin, das kleinste Steinchen auf dem Wege tat uns weh. Allmählich wurde die Haut an der Sohle hürnen wie die Haut Siegfrieds, des Helden, und schließlich konnten

wir über jedes Stoppelfeld laufen, ohne daß wir viel spürten. Traten wir auf eine Blume, die zufällig von einer Biene besetzt war – grisch, hatten wir einen Stich. Wir liefen heim, taten Wasser auf die Stelle oder ein kühles Stück Rasen, die Geschwulst schwoll sehr schnell ab, schon wenige Stunden später spürten wir nichts mehr. Wenn wir allein gewesen waren, hatten wir nicht einmal geweint.

Zu den grauen Hosen paßte der unförmige, runde Kübelhut, wie sie der Hutmacher Kiniger in Sillian zu billigsten Preisen nach eigener Erfindung herstellte und verkaufte. Ich fand die Form gräßlich und haßte sie. Es half nichts. Noch ins Gymnasium nach Brixen bekam ich einen solchen Hut, den letzten seiner Art für mich, mit. Dabei fand ich, daß einige meiner neuen Mitschüler nicht viel großartigere auf ihren Schöpfen trugen, wenn wir spazieren gehen mußten. Das versöhnte mich einigermaßen.

Dieser Kübelhut war rund wie ein Napf und glich auch in allem andern einem Napf. Wenn wir den Hut nicht gerade auf dem Kopf trugen, verwendeten wir ihn zum Wassertragen oder für andere Dinge, die ein Geschirr verlangten. Er litt nicht darunter, es war in dieser Hinsicht ein Ewigkeitshut, aber wir wurden dennoch in der kürzesten Zeit mit ihm fertig.

Im Winter trugen wir Pelzkappen, die freilich auch nicht in Paris oder Wien ersonnen worden waren. Sie waren außen schwarz, innen mit weißer Schafwolle gefüttert und soviel ich weiß, gleichfalls eine Schöpfung des Hutmachers Kiniger. In der Kirche stülpten wir sie über die Finger und hauchten heimlich solange darauf, bis die Wärme durchging. Oft brauchten wir die ganze Messe dazu. Viel mehr als ein Betrug war es freilich nicht, aber der Mensch läßt sich einmal leicht betrügen, am leichtesten von sich selber. Spürten wir endlich die Wärme, war die Messe vorn am Altar aus, der Kaplan schritt in die Sakristei, wir in die Schule.

Als ich nach Brixen kam, übergab mir der Pfarrer in Sillian einen Zettel, in dem vorgedruckt war, was ich an Wäsche

und Kleidern mitzubringen hatte. Die Winterkappe war nicht dabei, so blieb sie daheim, auch auf Loden wurde kein Gewicht gelegt, somit verschwand auch er, wenngleich nicht im ersten Jahr. Die Mutter stattete mich mit der vorgeschriebenen Anzahl Baumwollsocken und neuen Hemden, keinen rupfenen mehr, aus, dazu machte der Schneider einen Stock Unterhosen, für mich eine revolutionäre Neuerung. Die Gewandung hatte sich für mich völlig geändert.

Daß zu Hause Röcke, Hosen und Hüte an Jüngere »vererbt« wurden, geschah nur selten, denn jeder von uns riß selber auf, was ihm angemessen worden war, und da wir als Knaben nur langsam wuchsen, die entsprechenden Hormone schienen erst später einzuschießen, wurden sie nicht leicht zu klein. Auf die Löcher flickten die Frauen Abend für Abend neue Flecke, oft so lang, daß der Grundstoff kaum noch zu erkennen war. Erst dann konnte etwa die Sonntagshose für die Werktage verwendet werden. Ob wir im Winter oder im Sommer mehr Kleider zerrissen, weiß ich nicht. Die Mutter hatte im Sommer und im Winter zu flicken und oft mußte ihr die Bas Nanne helfen, weil sie allein nicht nachkam; der war es gleich, ob sie die halbe Nacht aufblieb, sie schlief in ihrem Leben nie viel.

Wie haßte ich diese starren, kratzenden Hosen als Kind, ich beneidete alle Mitschüler, die feinere Stoffe am Leib trugen. – Während der Nazizeit hatte ich einen Posten zu bekleiden (Forchach im Lechtal), wo die Winter kalt und streng waren. Zur ersten Weihnachtszeit bekam ich einen Lodenstoff für eine Hose geschenkt, echter starrer kratzender Bauernloden! Wie froh war ich um das schöne Geschenk. Ja, so beißt sich die Schlange in den Schwanz.